

ASSAF GAVRON

Achtzehn Hiebe

ASSAF GAVRON

Achtzehn Hiebe

Roman

Aus dem Hebräischen
von Barbara Linner

Luchterhand

»Die Engländer lieben die Peitsche.«

MENACHEM BEGIN, *Hamered* (Der Aufstand)

»Das Leben ist stärker als die Liebe,
doch die Augenblicke, in denen die Liebe strahlt –
für sie leben wir.«

LOTTA PERL

Inhalt

1. Taxi zum Friedhof	9
2. Eine blutige Lippe und ein Schiff in Haifa	29
3. Wen interessieren schon alte Leute?	50
4. Wer, zum Teufel, ist das?	69
5. Was quält Wilshere?	86
6. Die Leiche	105
7. Ein Sommer von Gewalt und Liebe	124
8. Die Auspeitschung	141
9. Sünde und Bestrafung	160
10. Was mir gehört, gehört wieder mir!	183
11. Die Fragen, die offen blieben	199
12. Die Geister, die sie rief	220
13. Ein Grund zu leben	237
14. Der Tod wird nicht arbeitslos	261
15. Wo ist der Enkel?	284
16. Die Mutter der Freundin meiner Tochter	303
17. Der zweifelnde Detektiv	320
18. Ein Bild enthüllt sich in den Jerusalemer Hügeln	334
19. Der Mann, der aus der Hitze kam	352
20. Ein Glas und ein weiches Kissen	368
21. <i>Maladeitsch</i> , Krokodil!	390
22. Ich denke an dich	406

1. Taxi zum Friedhof

Ich setzte meine Kleine an der Schule ab, genehmigte mir einen Espresso im Stehen, den ich mir mit einem Schluck direkt ins Hirn schüttete, und ging im Nieselregen zum Taxi, das vor dem Café rot-weiß aufflackerte. In dem Moment, in dem ich mich hineingesetzt hatte, kam der Ruf: Bin-Nun-Straße, Ecke Habaschan.

Wenn man Taxi fährt, steigt man in der Früh in den Wagen und weiß nicht, wo man in fünf Minuten sein wird. Man fährt und fährt, acht Stunden, zehn Stunden – verschiedene Richtungen, verschiedene Leute, verschiedene Unterhaltungen –, und kommt nirgendwo an.

Sie war alt und elegant. Trotz Regen trug sie eine ausladende Sonnenbrille, die ihre Augen verbarg, und ein türkisfarbener Schal aus zartem Stoff bedeckte einen Teil ihres vollen, silbernen Haars.

»Sie waren schnell da.« Wenn man Taxifahrer ist, kann man in der Regel an den ersten zwei Wörtern die Sprachfärbung erkennen und daraus auf Weiteres schließen – wann sie ungefähr geboren wurde, wann und woher sie nach Israel eingewandert war, Holocaust oder nicht. Mein Radar begann zu arbeiten. Ich dachte bei mir: eine typische Jeckin.

»Ich gebe mir Mühe«, antwortete ich, hob den Blick zum Fahrerspiegel und wartete.

Ich spürte, dass sie mich ansah, ein intensiver Blick trotz der doppelten Filterung durch Sonnenbrille und Spiegel, und dann zuckten ihre zinnoberrot geschminkten Lippen, die etwas zu voll und zu jung für ihr Alter schienen, und mit einem halben Lächeln sagte sie: »Zum Trumpeldorfriedhof.« Ich schaltete auf Drive.

Bis ich ein paar Minuten danach auf die Ibn-Gvirol einbog, fuhren wir schweigend. Dann sagte ich: »Wissen Sie, dass an der Stelle, wo Sie eingestiegen sind, das Haus ist, in dem sich Begin einmal vor den Briten versteckt hat?«

Ich liebe es, meinen Fahrgästen etwas über die Straßen zu erzählen, wo ich sie aufsammelte oder hinbrachte. Normalerweise wussten sie nichts – nicht, wer Masaryk oder Frug waren, nicht einmal Arlozorov. Ich hatte ein Buch im Handschuhfach, *Straßenführer Tel Aviv-Jaffa*, in dem ich manchmal gern las, wenn ich ein paar Minuten Pause hatte.

Jetzt lächelte sie mit ganzem Mund und wandte den Kopf zum Fenster. »Ob ich das weiß?«, sagte sie. »Die Frage ist, woher Sie das wissen, mein Junge. Ich bin von damals. Ich erinnere mich.« Sie blickte auf ihr iPhone und fügte hinzu: »Ich mag es, wie Sie fahren, Eitan, ruhiger als andere Taxifahrer. Sie haben bereits fünf Sterne, und die Fahrt hat erst begonnen.« Die roten Lippen lächelten wieder.

»Danke, Lotta Perl.« Ich gab ihr ein Lächeln im Spiegel zurück. Auch die Fahrer sehen in der App die Namen ihrer Fahrgäste, nicht nur umgekehrt. Dann sagten wir nichts mehr, bis wir am Friedhof ankamen. Die Sonne trat plötzlich aus den Wolken und funkelte in den Fensterschei-

ben der Autos, die sich träge vorwärtsschoben. Der Winter würde bald zu Ende sein.

In neun von zehn Fällen traf mein Radar ins Schwarze: Es ist nicht nur die Sprache oder die Art zu reden, auch wie einer ins Taxi einsteigt, an seiner Kleidung und Körpersprache, sogar am Gang erkenne ich, ob der Fahrgast aus Bat Jam oder dem schicken Norden von Tel Aviv oder irgendwo dazwischen ist, ob es Trinkgeld gibt und wie er sich mir gegenüber benehmen wird. Aber an jenem Morgen war entweder mein Radar gestört, oder Lotta Perl war einfach der eine unvorhergesehene Fall unter zehn – sie war weitaus lockerer, als ich geschätzt hatte, als sie ins Taxi einstieg.

Plötzlich war ich nicht mehr sicher, ob sie eine Jeckin, also aus Europa eingewandert, oder vielleicht doch hier in Israel geboren war, und auch was ihr Alter anging, geriet ich ins Grübeln. Und dann gab sie mir Trinkgeld. Ein äußerst großzügiges. Was ich nicht erwartet hatte. Nun war ich ziemlich verwirrt.

Am Eingang zum Friedhof standen ein paar Leute mit schwarzen Regenschirmen. Ein Mann eilte auf das Taxi zu, öffnete Lotta Perl die Tür und reichte ihr den Arm, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Dann schloss er die Tür für sie, kam zur Fahrerseite und bedeutete mir mit einer kurbelnden Handbewegung, das Fenster zu öffnen.

Ich drückte auf den Knopf, und das Fenster fuhr summend herunter. »Wissen Sie nicht, dass man Fenster nicht mehr mit der Hand runterdreht?«, sagte ich lächelnd.

Er lächelte nicht, anscheinend verstand er kein Hebräisch, denn er erwiderte in hochgestochenem britischem Englisch: »Verzeihung, wären Sie bereit, einen Minjan

vollzählig zu machen? Nur für das Kaddisch. Es ist der Familie wichtig. Machen Sie eine Mizwa. Sie können den Zähler einschalten, ich bezahle Ihnen Ihre Zeit.« Die Worte »Minjan«, »Kaddisch« und »Mizwa« sagte er auf Hebräisch, mit Betonung auf der falschen Silbe.

Ich betrachtete ihn, seine glänzende Krawatte und das wellige, etwas längere braune Haar, das mit irgendeinem Gel getrimmt war. Ich sah mir die breiten Lippen an, auf denen das Lächeln von einem lag, der gewöhnt ist, dass man sich ihm fügt. Sein Anzug, vielleicht von Armani, stach mir trotz Regen in die Augen. Er wirkte wie jemand, der Geld hat, obwohl die Reihenfolge, in der er die Dinge vorgetragen hatte – zuerst »der Familie wichtig«, dann »Mizwa« und erst danach das Angebot zu bezahlen –, klarmachte, dass er lieber sparte. Es war auch eine ziemlich unverschämte Bitte. Er sah doch, dass ich bei der Arbeit war. Trotzdem sagte ich ja, und nicht nur das, sondern ich fügte in meinem gar nicht üblen Englisch, das ich zu Hause gelernt hatte, hinzu: »Vergessen Sie den Zähler, eine Mizwa ist eine Mizwa.« Das Wort Mizwa sagte ich auf Hebräisch und aus irgendeinem Grund mit der gleichen Betonung wie er. Ich schaltete den Motor aus, und sofort ärgerte ich mich über mich selbst, über die Zeit und das Geld, das ich wegen diesem geschniegelten Lackaffen verlor. Doch ich wusste, weshalb ich zugestimmt hatte – ich sah, wie Lotta Perl dastand und unseren Wortwechsel mit amüsierten Lippen beobachtete, mit einem gelben Regenschirm in der Hand. Ich wollte sie, warum auch immer, irgendwie beeindrucken.

Der Trumpeldor ist der kleinste, am dichtesten bevölkerte und schönste Friedhof von Tel Aviv und der einzige

mitten in der Stadt. Für eine Parzelle dort muss man, außer dem Toten, an die hunderttausend Schekel, wenn nicht mehr, zu Grabe tragen. Aber er hat Stil. Es gibt etliche Bäume, und es liegen dort Berühmtheiten und Bürgermeister, Bialik, Dizengoff, Scheinkin, Arlozorov – alle, nach denen die Straßen von Tel Aviv benannt worden sind und deren Geschichten sich in meinem Straßenführer finden.

Der Geschniegelte mit der glänzenden Krawatte las das Kaddisch, also nahm ich an, dass er in familiärer Beziehung zu dem Verstorbenen stand. Außer ihm, Lotta Perl und mir waren fast nur alte Männer da, in Pullovern und mit Regenschirmen, bis auf ein junges, hübsches Mädchen, das mit einem Mal an Lotta Perls Seite auftauchte und sie umarmte. Ihr langes braunes Haar wallte über den Rücken der alten Dame, die sich mit gesenktem Kopf und bebenden Schultern ein Papiertaschentuch an die Augen hielt. Nahe am Grab, in einem Rollstuhl, saß ein alter Mann mit dicken Brillengläsern und leicht aufgeblähter schwarzer Schirmmütze, der vor sich hin murmelte. An den Griffen des Rollstuhls stand eine kleingewachsene, kräftige Filipina. Nachdem ich meinen Blick über die Anwesenden hatte gleiten lassen, hob ich ihn zu den Wipfeln der Bäume und dachte an meine Noga. Kaum zu glauben, dass sie schon in die erste Klasse ging. Wie die Zeit raste! Und was für ein schönes Wochenende wir miteinander gehabt hatten – plötzlich hatte ich Lust, nach Hause zu fahren und mir das Bild anzuschauen, wir zwei in enger Umarmung, das sie für mich gemalt und mit einem Magneten an den Kühlschrank geheftet hatte.

Als wir das endgültige Amen gesprochen hatten und ich einen letzten Blick in die Runde warf, bevor ich zum Taxi

zurückkehrte, stand Lotta Perl abseits von allen mit ihrem gelben Schirm da und schaute mich an. Sie wartete, bis mein Blick sie erreicht hatte, und kam dann auf mich zu. »Eitan«, sagte sie mir ins Ohr, »schalten Sie den Zähler ein und warten Sie auf mich. Ich komme gleich.« Ihre Augen waren tränennass.

»Danke, dass Sie einverstanden waren zu bleiben«, sagte sie mit brüchiger Stimme, nachdem wir schon einige Minuten nach Norden gefahren waren. Die Sonne kam plötzlich wieder heraus, und die große Sonnenbrille verbarg ihre Augen. Sie hatte die Adresse eines Altersheims in Herzlija genannt.

»Eine Mizwa ist eine Mizwa«, erwiderte ich, diesmal mit der normalen Betonung am Wortende, und fischte ein paar Erdnüsse aus einer Papiertüte.

Ich redete nicht. Wenn ich sehe, dass meine Fahrgäste weinen oder traurig sind, belästige ich sie nicht und mische mich nicht ein. Ich überlasse es ihnen, sich mitzuteilen, falls sie das wollen. Und wieder hatte ich das Gefühl, dass mein Radar gestört war – auf der Fahrt zum Friedhof erschien sie mir heiter, und jetzt weinte sie. Das gefiel mir. Die Fahrgäste, die ich nicht gleich durchschaute, machten die Arbeit ein bisschen interessanter.

Ein paar Minuten darauf bemerkte sie: »Hübsch, meine Enkelin, nicht wahr?«

»Wunderhübsch«, antwortete ich und fügte, ohne nachzudenken, fast im gleichen Atemzug hinzu: »Na gut, sie ist die Enkelin ihrer Großmutter, da ist das nicht wirklich überraschend.«

Dagegen überraschte mich durchaus, wie ich mit solcher Schamlosigkeit flirtete. Lotta Perl war weit über meinem

Alterslimit und schien mir auch nicht in der Stimmung für Blödsinn zu sein. Aber sie schmunzelte, die runden Bögen ihrer schmalen Augenbrauen tauchten über dem Rahmen ihrer Sonnenbrille auf. Ich lächelte in den Rückspiegel und fragte sie, wie ihre Enkelin hieß. Als sie mir den Namen genannt hatte, sagte ich: »Im Ernst? Das glaube ich Ihnen nicht. Genauso heißt meine Tochter. Mit einem oder mit zwei g?«

»Mit zwei«, erwiderte sie. Ich verriet ihr nicht, dass man meine Noga mit einem g schrieb.

Erst einige Stunden später, nach diversen Runden durch die Stadt – gutfrisierte Rechtsanwälte zur Börse, entnervte Mütter mit energetischen Kindern zum Judokurs, blasse europäische Touristen zum Hotel am Jarkon und einen Barträger mit amerikanischem Akzent zum Flughafen Sde Dov –, sagte plötzlich ein junger dunkelhäutiger Mann mit rasiertem Schädel zu mir: »He, Chef, hier hinten hat jemand einen Ohrring verloren.« Als ich den Ohrring sah, wusste ich sofort, dass er ihr gehörte. Und gleich nachdem ich den Kahlgeschorenen abgesetzt hatte, lenkte ich das Taxi in Richtung Küste, nach Herzlija. Ich wusste nicht, ob sie den Schmuck absichtlich oder versehentlich hatte liegen lassen, und ich wusste auch nicht, was ich mir dabei dachte – wenn man bei mir Sachen vergisst, bewahre ich sie normalerweise auf und warte, bis sich die Kunden melden –, aber das Taxi war schon auf dem Weg.

Es war eines der schöneren Altersheime, ich kannte es von mehreren Fahrten, und ich hatte gesehen, was für Leute dort wohnten und wer sie besuchte. Ich ging zur Rezeption, gab den Ohrring zusammen mit meiner Visiten-

karte ab und erklärte, dass Lotta Perl ihn bei mir im Taxi verloren hatte. Ich hätte sie anrufen können, bei der Bestellung war ja automatisch ihre Nummer gespeichert worden, aber ich überließ ihr lieber die Karte und die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, ob sie sich melden wollte.

Sie rief am nächsten Tag an. »Eitan?« Ich erkannte ihre Stimme sofort und erwiderte: »Ja, Lotta?« Sie kicherte. »Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen«, sagte sie.

Von nun an fuhr ich sie jeden Morgen vom Altersheim zum Friedhof, wo ich zehn bis fünfzehn Minuten im Wagen auf ihre Rückkehr wartete, um sie dann wieder ins Altersheim zurückzubringen.

Die Abholung war immer Punkt elf Uhr, doch ich traf meistens ein paar Minuten vorher ein. Sie erwartete mich jedes Mal schon mit ihrer Sonnenbrille, dem kleinen zinnroten Lächeln und dem türkisen Schal, der einen Teil der Haare und den Hals bedeckte. Manchmal trug sie ein schönes langes Samtkleid, manchmal war sie im Trainingsanzug. Wenn es regnete, wartete sie in der Lobby und hüpfte, wenn ich ankam, mit ihrem gelben Regenschirm heraus. Manchmal war sie voll Energie und plauderte über ein Bridgespiel oder eine Chorprobe. Manchmal schwieg sie auf der gesamten Hin- und Rückfahrt, und hin und wieder bekam ich mit, dass sie sich eine widerspenstige Träne aus dem Auge wischte. Immer gab sie mir eine Fünf-Sterne-Bewertung und zwanzig Prozent Trinkgeld.

Eines Tages erzählte sie mir, dass der Verstorbene ihr Geliebter gewesen sei. Vor vielen, vielen Jahren, vor der Staatsgründung. Die Beziehung brach ab, er kehrte in das Land zurück, aus dem er gekommen war, damals, vor langer Zeit. Er war erst vor kurzem wieder in Israel eingetrof-

fen, etwa eine Woche bevor er starb. Als hätte er gespürt, dass es so weit war, als hätte er sich verabschieden wollen.

Bei einer der nächsten Fahrten nannte sie mir seinen Namen: Edward O'Leary. Ich schaute in den Rückspiegel. Ihr Blick haftete am Fenster. »Ein Brite?«, erkundigte ich mich. »Ire«, entgegnete sie, »aber er war mit der britischen Armee hier.« Ich fragte nach: »Warum ist er dann auf einem jüdischen Friedhof begraben worden? Warum bin ich zum Minjan gebraucht worden, wenn er ein Ire war?« Sie wandte ihren Blick dem Spiegel zu. »Zufällig war er auch Jude.«

Bei einer anderen Gelegenheit sagte sie zu mir: »Wissen Sie, auch Edward war einmal Fahrer.«

»Tatsächlich? Wo?«, fragte ich.

»Bei der Armee. Lastwagenfahrer.«

»Und Sie? Ich meine, wo sind Sie sich begegnet?«

Sie antwortete nicht gleich. Aber als wir beim Trumpel-dorfriedhof ankamen, fragte sie mich: »Wollen Sie mit mir zum Grab kommen?« Ich wollte. Sie schlug mir vor, den Zähler eingeschaltet zu lassen, doch ich lehnte ab: »Vergessen Sie's, Mizwa ist Mizwa.« Mit Betonung hinten. Sie lachte, und ich stimmte mit ein.

Auf dem Grab befand sich noch kein Stein. Ein Schild steckte in dem lockeren Erdreich, auf dem nur der Name des Verstorbenen stand.

Sie zeichnete mit ihrem gepflegten Finger die Buchstaben seines Namens auf dem Schild nach und sagte: »Ich war ein junges Mädchen.« Und verstummte dann.

»Sagen Sie, Lotta«, fragte ich nach einer Weile, »warum kommen Sie jeden Tag hierher? Das ist eine extreme Treue, die weit über ›till death do us part‹ hinausgeht. Der Tod hat

sie beide offenbar nicht geschieden. Sogar Frauen, die ihr Leben lang eine gute Ehe hatten, gehen nicht täglich ans Grab, wenn ihr Mann gestorben ist. Schon gar nicht fahren sie jeweils eine halbe Stunde mit dem Taxi hin und zurück. Warum also Sie, nachdem Sie so viele Jahre nicht in Kontakt waren und Ihre Liebe lange zurückliegt? Nicht dass ich Liebe geringschätze, ich bin der Letzte, der sie nicht schätzen würde.«

Lotta Perl legte ihre Hände mit den langen schmalen Fingern, deren Nägel im Ton ihrer Lippen lackiert waren, auf den Stein des Nachbargrabs, auf dem sie saß – es gehörte einem mit dem Namen Scharabi –, und sagte: »Als wir diese Doppelgrabparzelle kauften, sagte er zu mir, sollte ich – Gott bewahre – vor ihm sterben, käme er jeden Tag hierher, würde sich hinsetzen und mir alles erzählen, was er erlebt hat. Am Ende ist es umgekehrt gekommen ...« Sie blickte mich an. »Liebe ist alles, Eitan.« Die Worte überraschten mich, aber ich spürte und verstand sie. Ich nickte zustimmend, und sie fuhr fort: »Und besonders, wenn man auf sie gewartet hat, wenn man von fern geliebt und sie wiedergewonnen hat. Man weiß jeden Moment davon zu schätzen. Man versteht, dass das Leben stärker ist als die Liebe. Doch die Augenblicke, in denen die Liebe strahlt – für sie leben wir.«

Ich begann mich auf diese Fahrten zu freuen. Sie waren der Höhepunkt meines Tages außer den Stunden mit Noga, wenn sie bei mir war, gute Laune hatte und nicht nach ihrer Mutter weinte. Bei Lotta mochte ich auch die Tage, an denen sie keine gute Laune hatte. Ich wartete auf ihren guten Geruch, der das Taxi erfüllte, wollte sehen, wie es ihr ging, mit ihr reden, auf ihre Fragen antworten. Sie

wollte alles wissen: über die Schawarmas, die ich in Nachalat Jizchak aß, über die Fahrten, die ich vor ihr hatte, das Boxtraining im Keller des Dizengoff-Centers, über meine Tochter Noga, meine Exfrau Dutschy. Wie es kam, dass jemand wie ich, mit einem Universitätsabschluss und einer Vergangenheit in der Hightech-Branche, Taxifahrer geworden war. Vom Ursprung meines Spitznamens »Krokodil«. Einmal sagte sie: »Sie sind ein merkwürdiges Geschöpf, Krokodil«, und fuhr dann fort: »Wenn ich dreißig oder vierzig Jahre jünger wäre ...« Worauf ich entgegnete: »Wagen Sie nicht mal dran zu denken!« Sie lachte aus vollem Hals, genau wie ich, bis wir am Altersheim ankamen, sie mir die Sterne in der App markierte, das übliche Trinkgeld gab und aus dem Wagen stieg, während sie sich mit den Fingerspitzen unter ihrer großen Sonnenbrille die Lachtränen aus den Augen wischte.

Ich heiße Eitan Einoch, aber alle nennen mich Krokodil. Ich bin Taxifahrer, vierundvierzigeinviertel Jahre alt, boxe in meiner Freizeit, bin so weit wie möglich Vater und geschieden. Exehemann, Exberühmtheit, Exjerusalemer und Exdetektiv. Vor elf Jahren war ich für ein paar Augenblicke berühmt, nachdem ich innerhalb einer Woche drei Terroranschläge überlebte und man mich zu Talkshows im Fernsehen und Radio einlud. Es gibt immer noch Leute, die ins Taxi einsteigen und zu mir sagen: »Sagen Sie mal, woher kommen Sie mir so bekannt vor?« Worauf ich normalerweise erwidere: »Wissen Sie, wie viele Leute das zu mir sagen? Anscheinend habe ich ein typisches israelisches Durchschnittsgesicht.« Es gibt allerdings diese Klugscheißer, die während der Fahrt meinen Namen im Netz recher-

chieren, und dann kommt auf einmal ein Aufschrei vom Rücksitz: »Ahhh! *Wallah*, stimmt! Ich glaub's nicht! Ein typisches Durchschnittsgesicht, sagt der zu mir...« Was für ein Glück, dass sie die Zeit mit mir bezahlen müssen, so schaffe ich es im Allgemeinen, sie ziemlich schnell loszuwerden.

Dutschy war in der Zeit damals meine Freundin. Wir wollten eigentlich heiraten, aber die Zeremonie fiel aus, weil ihre Mutter am Tag der geplanten Hochzeit starb. Und danach, in dem ganzen Chaos mit den Anschlägen und der Berühmtheit, ging mir irgendetwas verloren, ich drehte durch, und wir trennten uns. Dann fand ich mich anscheinend wieder, denn sie kam zu mir zurück, wir schafften es sogar zu heiraten, und Noga wurde geboren, bis ich das Etwas offenbar wieder verlor und wir uns zum zweiten Mal trennten, und diesmal, wie es scheint, für immer. Auch aus der Hightech-Branche wurde ich nach dieser Periode ausgesondert. Es war keine einfache Zeit, es gelang mir nicht so recht, mich zu konzentrieren, meine Arbeit ließ zu wünschen übrig, und es gab tatsächlich auch Kürzungen. Anschließend trieb ich mich ein paar Jahre etwas haltlos herum, bekam hin und wieder Angebote von Freunden, die mir noch aus der Branche geblieben waren, arbeitete ein wenig, kündigte, wurde gekündigt oder man legte mir die Kündigung dringend nahe, lebte ein bisschen auf Dutschys Kosten, die inzwischen Partnerin in der Rechtsanwaltskanzlei geworden war, in der sie arbeitete, und so weiter und so fort. Es ist nicht leicht, wenn man ein Posttrauma hat, auch wenn ich weiß, dass das keine Ausrede ist, denn allen in unserem Staat geht es so, und die meisten schaffen es doch irgendwie, sich aufzurappeln.

Einmal, mitten in dieser langen labilen Phase, sagen wir mal vor fünf Jahren, rief mich mein Freund Bar an, um sich mit mir zu Falafel und Fruchtshake zu treffen. Bar hatte vor elf Jahren, in der Zeit der Anschläge, als ich durchdrehte, mit mir zusammen in der Start-up-Firma Time's Arrow gearbeitet und war, genau wie ich, ein eher erbärmlicher Mitarbeiter gewesen. Ich war im Marketing und er in der Programmierung, doch die meiste Zeit beschäftigte er sich mit Zahlenmystik, mit der Entwicklung eines Gematrieprogramms, das er erfunden hatte, und träumte davon, Verbrechen aufzuklären. Das war seine wahre Leidenschaft, und einmal in dieser Zeit, in der ich das »Krokodil der Anschläge« war, ermittelten wir zusammen in einer Geschichte; es ging um ein Rätsel, das ich unbedingt lösen musste. Nie habe ich Bar so begeistert gesehen wie in den Monaten, als wir den Fall verfolgten – er arbeitete mit Methoden, die er in der Prestigeeinheit des Nachrichtendienstes bei der Armee und aus Kriminalromanen gelernt hatte, durchforstete Material, organisierte Treffen, analysierte stundenlang alle Möglichkeiten, befragte Leute.

Nachdem Bar, so wie ich, von Time's Arrow gekündigt wurde, arbeitete er zwei Jahre lang bei einer anderen Firma als Softwareentwickler. Sie wurde für eine Menge Geld an eine große Firma aus Amerika verkauft, und er machte ein paar Millionen. Danach verkaufte er sein Gematrieprogramm zusammen mit einer Bibel- und Talmud-Applikation, die er entwickelt hatte, und seitdem erhält er jeden Monat satte Tantiemen. Vor ein paar Jahren hat er Nirit geheiratet, und inzwischen haben sie drei Kinder. Er kommt zurecht.

Vor fünf Jahren also saßen wir in einer Falafelbude, wo er zu mir sagte: »Warum machen wir nicht ein Ermittlungsbüro auf Facebook auf? Wir sind ein gutes SEK, wir haben Erfahrung und diese Affäre da, die nicht einfach war, echt gut gelöst. Mein Vorschlag schaut so aus: Wir melden ein Büro auf Facebook an, die Ermittlungen führen wir zusammen durch. Ich zahl dir ein Gehalt für ein Jahr, als Testphase, und wenn das Ganze nach einem Jahr nicht in die Gänge gekommen ist, machen wir den Laden dicht. Dein Geld behältst du, du schuldest mir nichts.«

»Was ist ein SEK?«, fragte ich verwundert.

»Ein Sonderermittlungskommando.« Er schaute mich geduldig an.

Ich kratzte mich am Kopf. »Ein Ermittlungsbüro auf Facebook? Nie im Leben von so was gehört.«

»Ganz genau«, lächelte er aus seinen rötlichen Bartstopeln und drehte die verschlissene Schirmkappe nach hinten, die immer auf seiner Glatze saß.

Das Angebot konnte ich kaum ablehnen. Er bot mir ein anständiges Festgehalt an, unabhängig vom Arbeitsaufwand – auch wenn keine Fälle hereinkämen oder wir die Fälle nicht lösten und von den Kunden nicht bezahlt würden.

Also richteten wir ein Ermittlungsbüro auf Facebook ein.

Es kam nicht in die Gänge, und wir machten sogar noch vor Ablauf des einen Jahres den Laden dicht. Bis dahin waren vier Fälle reingekommen:

Eine Frau, die einen Diamantring verloren hatte und ihre beste Freundin verdächtigte.

Ein Mann, der seinen Boss, der ihn gefeuert hatte, verklagen wollte, weil er angeblich Firmengelder veruntreute.

Eine Frau, die den Verdacht hatte, ihr Mann gehe fremd.
Was der vierte war, weiß ich nicht mehr.

Es war erbärmlich. Sogar Bar musste das zugeben. Es gelang uns nicht, der Freundin der Frau mit dem Ring etwas nachzuweisen, ebenso wenig dem Boss des entlassenen Angestellten. Der Ehemann der Frau, die ihn verdächtigte, betrog sie wirklich, es kostete uns eine halbe Stunde, ihn dabei zu fotografieren, wie er im Hof eines Gebäudes mit einer Arbeitskollegin einen Zungenkuss austauschte. Und der vierte Fall, den ich nicht mehr weiß, tja. Nachdem wir dichtgemacht hatten, dachte ich, dass die Sache wenigstens ein Gutes hatte – Bar würde endlich seine Detektivphantasien aufgeben und begreifen, dass es auf der echten Welt anders zugeht als in seinen Büchern.

Lotta Perl wollte mehr über diese Phase in meinem Leben hören. Vielleicht hatte ihr jemand erzählt, dass ich für fünfzehn Minuten berühmt war, oder sie hatte meinen Namen selber gegoogelt (ich hatte im Netz nach ihr gesucht, aber nur den Eintrag im Melderegister von Herzlija gefunden). Eines Tages fragte sie mich: »Was heißt eigentlich, Sie sind drei Anschlägen entkommen? Das verstehe ich nicht. Und ebenso wenig verstehe ich, weshalb Sie das zu einer Berühmtheit gemacht hat.«

»Keine richtige Berühmtheit«, entgegnete ich und warf mir eine geröstete Erdnuss in den Mund.

»Das habe ich aber durchaus so verstanden. Sogar im Altersheim hat Batja Elkajam zu mir gesagt, dass sie sich an Sie erinnert. Also erzählen Sie.«

»Das war vor elf Jahren. Ich weiß es nicht mehr«, versuchte ich abzuwiegeln.

»Nu, Schluss mit dem Unsinn«, entgegnete sie.

Obwohl ich es hasste, mich an diese Zeit zu erinnern, und fast nie darüber redete, erzählte ich es ihr. »Der erste Anschlag war in einem Linientaxi vom Neuner. Zu der Zeit hatten die Attentate gerade ihren Höhepunkt erreicht, alle waren schrecklich misstrauisch, und eine Frau in dem Minibus geriet in Stress wegen einem dunkleren Typen, der einstieg, und wollte sofort raus. Ein anderer, ein Jerusalemer, fing mit mir zu reden an. Giora. Er fragte mich, was ich davon halte. Ich sagte zu ihm, die Leute seien einfach paranoid, und der Dunkelhäutige sei sicher in Ordnung. Am Dizengoff-Center, meiner Haltestelle, bin ich ausgestiegen, und ungefähr hundert Meter weiter explodierte der Minibus dann. Und weil dieser Giora in den paar Minuten, in denen wir miteinander geredet haben, so halb im Scherz zu mir gesagt hat, falls ihm was passieren sollte, müsse ich es Schuli erzählen, seiner Freundin in Jerusalem, bin ich nach Jerusalem gefahren. Und auf dem Weg nach Jerusalem, bei Scha'ar Hagai, ist auf den Autobus, der vor mir fuhr, geschossen worden, und es hat auch mein Auto getroffen, und der Soldat, den ich als Anhalter mitgenommen habe, wurde getötet.«

Ich suchte ihren Blick im Rückspiegel. Sie schwieg.

»Und dann, in Jerusalem«, fuhr ich fort, »bin ich zu Gioras Begräbnis gegangen und habe Schuli getroffen. Sie hat mir erzählt, dass niemand begriffen hat, warum Giora am Tag des Anschlags in Tel Aviv war. Er war Jerusalemer, arbeitete in Jerusalem, fuhr nie nach Tel Aviv, kannte dort keinen Menschen. Ich habe mich mit ihr in ein Café in der Deutschen Kolonie gesetzt, und da gab es das dritte Attentat. Schuli lag danach im Koma, und ich war ein paar Tage

im Krankenhaus, und als ich rauskam, habe ich angefangen, für sie nachzuforschen, was Giora in Tel Aviv getrieben hat.«

»Großer Gott«, seufzte Lotta.

»Bar hat mir dabei geholfen, ein Typ, der in meiner Firma gearbeitet hat und mit dem ich damals befreundet war. Er war in der Armee beim Nachrichtendienst. Und sein Traum war, Detektiv zu sein.« Ich redete nicht weiter. Ich wusste nicht, was ich noch erzählen sollte. Doch als sie nichts darauf sagte, fügte ich hinzu: »Und wir haben die Sache gelöst.«

»Was soll das heißen, ›gelöst‹? Was und wie? Sie können mich nicht einfach so in der Luft hängen lassen, Sie wissen, ich bin eine alte Frau ...«

»Das war ein bisschen verwickelt. Irgend so ein alter ... also, Giora und Schuli haben in einem Hotel in Jerusalem gearbeitet, er war beim Sicherheitsdienst und sie in der Küche – dort sind sie sich begegnet –, und irgendein Gast im Hotel, ein alter Mann aus Tel Aviv, hat mit Giora geredet und herausgefunden, dass er beim Militär in Gaza bei der Grenzwahe war und ein paar Araber gekillt hat ... der Alte hat ihm Geld angeboten, um einen ... egal, irgendjemand umzubringen. Giora ist an dem Tag nach Tel Aviv gefahren, um sich mit ihm zu treffen.«

Sie sog die Luft zwischen den Lippen ein. »Großer Gott, was für eine Geschichte. Man müsste einen Film daraus machen.«

Ich lächelte.

»Aber ich habe immer noch nicht begriffen, wieso Sie das zu einer Berühmtheit machte. Hat man über Ihre Ermittlung öffentlich berichtet?«

»Nein, nein. Die Berühmtheit kam schon davor. Weil ich die drei Anschläge überlebt hatte. Als ich im Krankenhaus lag, wollten die vom Radio jemanden interviewen, der bei dem Attentat dabei war, und als sie kapierten, dass ich in einer Woche gleich drei Anschlägen fast heil entkommen war, haben sie mich zu einer populären Show im Fernsehen eingeladen. Und nach der Sendung kannten mich dann alle.«

Sie stellte mir noch mehr Fragen, und ich beantwortete jede einzelne. Wie die Berühmtheit meine Beziehung mit Dutschy und die Arbeit in der Hightech-Branche ruinierte. Wie ich mich in den zwei Tagen, die ich mit Schuli verbrachte, ein bisschen in sie verliebte. Wie sie monatelang im Koma lag und wie es mit ihr endete. Und noch einiges über die Ermittlung von Bar und mir, an der Lotta äußerst interessiert war. Sogar über das gescheiterte Ermittlungsbüro auf Facebook.

Sie bemerkte: »Ich glaube aber, dass Sie durchaus gut darin sein könnten.«

»Auf welcher Grundlage sagen Sie das?«

»Auf der Grundlage, dass ich Sie ein wenig kenne, Eitan«, gab sie zurück. »Und wegen dem Fall, den Sie gelöst haben.«

»Bar hat die meiste Arbeit dabei geleistet, nicht ich.«

»Seien Sie nicht zu bescheiden.«

Insgeheim war ich nicht bescheiden. Ich stimmte ihr zu. Ich glaubte, dass ich den richtigen Instinkt besaß und auch nicht untalentierte war. Das Büro war gescheitert, weil wir über Facebook bloß erbärmliche, uninteressante Fälle bekommen hatten, aber Bar und ich waren als Ermittlungsteam nicht schlecht. Und ehrlich gesagt hatte ich

irgendwo tief im Innern die Vorstellung, ein Detektiv zu sein, anscheinend nicht völlig aufgegeben. Zum Beispiel die Visitenkarten der Kunden im Taxi: Ich liebte es, mich mit den Fahrgästen über ihre Arbeit zu unterhalten, denn die Leute redeten gern über ihre Arbeit, und es war immer interessant. Ich hatte die Gewohnheit entwickelt, nach Visitenkarten zu fragen, die ich in einer speziellen Schachtel aufbewahrte. Anfangs dachte ich, irgendwann käme sicher ein Regentag, der Tag, an dem ich einen von ihnen wegen seiner beruflichen Fähigkeiten brauchen würde, und deswegen lohne sich das Sammeln – einen Kinderpsychologen, einen vom Schlüsseldienst, einen Tauchlehrer, einen Reiseleiter für Lateinamerika oder einen Finanzbeamten. Alle fuhren sie im Taxi, und alle hatten sie etwas anzubieten. Aber eines Tages, bei einer langen Überlandfahrt – für mich immer eine gute Zeit zum Nachdenken –, ging ich im Kopf die Berufe meiner Fahrgäste durch und begriff, dass ich die meisten professionellen Dienste garantiert nie in Anspruch nehmen würde, wie zum Beispiel den Chemiedozenten oder die Nagelstylistin. Da fiel mir auf, dass das unerschöpfliche Sammelsurium an Spezialisierungen, das die Schachtel mit meinen Visitenkarten barg, nahezu alle Bereiche des Lebens umfasste und im Falle eines Falles auch zu Ermittlungen dienen konnte. Und ich überlegte mir, vielleicht war das der wahre Grund, weshalb ich sie sammelte. Vielleicht juckte mich das Detektivspielen immer noch.

Es waren einige Wochen vergangen, seit ich Lotta Perl kennengelernt hatte. Ich holte sie weiterhin jeden Tag ab, einschließlich Freitag und Schabbat, und brachte sie vom

Altersheim zum Friedhof und zurück. Sie fuhr fort, mit ihren zinnoberroten Lippen zu lächeln, mir dicke Trinkgelder und fünf Sterne zu geben und mich nach meinem Leben auszufragen. Eines Vormittags, als ich ihr von Nogas Launen und dem neuen Freund ihrer Mutter, meiner Exfrau Dutschy, erzählte, einem gewissen Gadi, und dass das Kind ihn als »den Kleinen« bezeichnete und ihre Mutter als »haushoch glücklich«, brach Lotta in lautes Lachen aus, doch gleich darauf wurde ihr Gesicht ernst, und sie sagte: »Eitan, ich habe einen Vorschlag für Sie.«

Ich hob meinen Blick von der Straße zum Rückspiegel und sah ihr charmantes Gesicht mit der großen Sonnenbrille. Ich schaute zurück auf die Straße, ohne etwas zu sagen, und sie fügte hinzu: »Ich glaube, dass Edward ermordet wurde.«

Ich sah wieder in den Spiegel, dann auf die Straße.

»Ich fürchte«, sprach sie weiter, »dass derjenige, der das getan hat, versuchen wird, auch mich zu töten... Wären Sie bereit, diesen Mord zu untersuchen? Ich bezahle selbstverständlich.«

Ich warf mir eine Erdnuss in den Mund und zermahlte sie langsam.

2. Eine blutige Lippe und ein Schiff in Haifa

Boxen am Ende eines Arbeitstags ist ein Vergnügen, das ich mir zweimal in der Woche gönne. Sonntag und Mittwoch um acht Uhr abends, nach Stunden, in denen ich in ausweglosen Kreisen durch die Stadt gefahren bin und Streckenkilometer gegen Schekel getauscht habe, stelle ich das Taxi im oberen Parkbereich des Dizengoff-Centers ab und steige die Wendeltreppe bis in den Bauch der Erde hinunter. Dort, in einem der kahlen Betonschutzräume, hängen Sandsäcke von der Decke und liegen Matten auf dem Boden ausgebreitet, und Emil, mit gelbem Trainerhemd und Trainingshose, befiehlt den Teilnehmern: »Push-push, push-push«, und sie machen paarweise Sparring zum Aufwärmen.

Während die Überlandfahrten die Zeit zum Nachdenken sind, in der ich die Ereignisse des Tages und Lebens aufarbeite, ist das Boxtraining dazu da, den Kopf vom Müll des Tages zu leeren. Fragen, Sorgen und Grübeleien treten in den Hintergrund, das Gehirn konzentriert sich ausschließlich auf den einen guten Schlag, die exakte Verteidigungsbewegung, die Beweglichkeit der Knöchel. Als ich damit anfang, wurde ich die ganze Zeit gefragt, wieso denn

Boxen? Ich antwortete immer, dass ich für Fußball zu alt sei und Angst hätte, mich zu verletzen, schließlich erhole sich der Körper immer langsamer, und außerdem reiche es mir vom Gruppensport. Ich wolle kein kleines Rädchen im Getriebe einer Gesamtheit sein. Lasst mich allein agieren, für meine Taten im Guten wie im Schlechten verantwortlich, unabhängig von anderen sein. Das ist Boxen. Ein bisschen so, wie ein Taxifahrer in einer Firma auf App-Basis zu sein.

Emil war anfangs misstrauisch. Ich passte für ihn nicht in das übliche Profil derer, die bei ihm trainierten: zu neunzig Prozent Russen unter dreißig. Doch mit der Zeit begann er mich zu mögen, auch wenn er weiterhin das halbe Training auf Russisch abhielt, was ich nicht verstand. In den letzten beiden Jahren schloss ich also zweimal die Woche den Taxibetrieb gegen halb acht, lenkte den Wagen zum Center und stürzte mich ins Training. Ich streifte die Außenwelt ab und begab mich in die Haut des Boxers: zog die Arbeitskleidung aus und die Sportsachen an. Wickelte Bandagen um die Fingergelenke. Steckte den Zahnschutz in den Mund. Stülpte Handschuhe und Helm über. Am Ende dieser Prozedur sah ich wie eine Art Frankenstein aus – ein beschränktes Tier, das mit der Kraft roher, reiner Körperlichkeit agiert, bar von Zartgefühl und Feinmotorik der Finger, auf plumpe Fähigkeiten konzentriert: schlagen und schützen, angreifen und zurückziehen, vorwärts und rückwärts. Eine weitere Binarität von eins und null, Dutzende Meter unter dem Ort, an dem ich mich vor vielen Jahren, in meinen Hightech-Tagen, mit dem Binärsystem von Computern beschäftigt hatte.

Sonntags und mittwochs war ich mit Adrenalin voll-

gepumpt, schwitzte, schlug und wurde geschlagen. Die Partner wechselten: Ilja, der wie ein Holocaustüberlebender aussah, klapperdürr, mit hervorspringender Nase; der kleine Anton, erst fünfzehn, aber breit wie eine Ziegelmauer und der Einzige in der Gruppe, der das Zeug zum Berufsboxer hatte; der große Anton, der perfekt Hebräisch sprach und sich als Nathan vorstellte; Stess, ein großer Junge mit einer großen Seele und Narben an den Händen; Anatoli und Arkadi, die vom Judo, das zwei Stunden davor im selben Raum stattfand, zu uns übergewechselt waren; Juval Gabbai, der Jemenit und Bankangestellte, und Sami, der Araber, Übersetzer. Doch vor allem Emil mit seiner zerbeulten, vielfach gebrochenen Nase, seinem rhythmischen »Push-push« und seinem schäumenden Russisch, das immer schimpfend, unzufrieden und manchmal wütend klang, und mit seinem Aberglauben, der ihn daran hinderte, die Zahl Sieben laut auszusprechen.

Nach dem Training aß ich normalerweise etwas, duschte und fiel in Tiefschlaf; montags und donnerstags erwarteten mich dafür ein verkürzter Arbeitstag und ein Nachmittag mit dem mir liebsten Menschen auf der Welt – meine Noga mit ihrem glatten schwarzen Haar und den etwas tatarischen Augen, die sie von wer weiß welchen Vorfahren geerbt hat.

Der Tag, an dem mir Lotta Perl ihren Vorschlag machte, war zu meinem Glück ein Mittwoch, denn ich brauchte die Ruhe und den Lärm des Boxens. Ich konzentrierte mich auf Emils Befehle und saugte mir den letzten Saft aus den Knochen, doch mein Gehirn wollte sich einfach nicht leeren. Der Satz, den Lotta Perl schon vor einer ganzen Weile am Grab zu mir gesagt hatte, »Die Liebe ist alles, Eitan«,

ging mir plötzlich hartnäckig im Kopf herum und erfüllte mich mit fragender Verwunderung: War es das, was nach einem ganzen Leben übrig blieb? War das alles, was blieb? Von achtzig Jahren Erinnerung, von einer langen persönlichen Geschichte? Auch im Alter, kehrte alles dorthin zurück? Nicht dass ich das geringgeschätzt hätte, ganz im Gegenteil, ich wäre der Letzte, dem das einfallen würde. Ich identifizierte mich mit dem, was sie gesagt hatte – auf die Liebe von fern zu warten und jeden Augenblick zu schätzen, in dem sie erstrahlte. Schließlich war ich zweimal in der Woche mit Noga zusammen und dann gezwungen, mich wieder von ihr zu trennen. Aber was sagte dieser Satz über all das aus, was wir erlebten, über all die Erfahrungen, die wir machten, über, sagen wir mal, Selbstverwirklichung und Ideologie, Karriere und Familie, über Forschung und Fortschritt, gesellschaftliche Aktivität, Gesundheit und Sport oder das, was man die unermüdliche, unaufhörliche Arbeit für die Verbesserung des Lebens nennen könnte, die Beförderung der menschlichen Gesellschaft... Liebe ist alles? Oder zumindest alles, was in der Erinnerung von achtzig Jahren eines langen, erfüllten Lebens übrig bleibt? Auch für Lotta Perl, die sicher die Staatsgründung gesehen, vielleicht auch den Holocaust überlebt hatte, eine Familie... rumms!

Mein Kopf flog nach hinten. Was für ein Hammerschlag. Ich sah Sterne, Blut lief mir von der Lippe herunter, und erst als Emil schrie: »Krokodil! Konzentration!«, kehrte ich auf den Boden der Realität zurück, zum Sparring in Paaren, das wir gegen Ende der Trainingsstunde absolvierten. Ich blickte geschockt auf meinen Partner, der mit spitzen Zähnen grinste. Ilja war zufrieden mit seinem exakten Treffer.

Als ich dann im Agadir saß und einen Hamburger verschlang, dachte ich an die letzte Unterhaltung mit Lotta Perl. Nach dem Fehlschlag mit Facebook hatte ich ziemlich lange nicht mehr mit Bar gesprochen. Es war mir peinlich, dass er das ganze Geld an mich verschwendet hatte, ich glaubte nicht, dass ich im Ermittlungsbereich etwas taugte. Aber Lotta hatte von Mord gesprochen: der goldene Pokal der Ermittlungen, die wahre Sache.

Das Telefon klingelte.

Es war Dutschy.

»Bist du fertig mit dem Unterricht?«, erkundigte sie sich.

»Das ist kein Unterricht, das ist Training«, erwiderte ich, den Mund voller Fleisch.

»Du musst mir einen Gefallen tun. Geht es, dass du für ein paar Minuten vorbeikommst und bei ihr bleibst? Sie ist auf dem Weg ins Bett, aber ich muss weg, wirklich nur ganz kurz, ich hab's mit der Babysitterin versucht, aber Ronit hat keine ...«

»Ein paar Minuten?«

»Allerhöchstens eine halbe Stunde.«

Die kleine Tatarin saß im Schlafanzug auf dem Sofa und sah sich im Fernsehen die Sendung mit den Streichen der listigen Katze an. »Hi, Papa«, begrüßte sie mich, wandte die Augen aber nicht eine Sekunde von der Katze, keineswegs überrascht über mein Auftauchen, offenbar darauf vorbereitet.

»Danke«, sagte Dutschy. Sie war geschminkt, hatte den Schal schon um den Hals und die Tasche über der Schulter. Sie warf einen Blick auf den hässlichen Trainingsanzug, den ich immer noch anhatte. »Adios«, warf ich ihr zu

und trat zu Noga, die weiter gebannt auf den Bildschirm starrte, um ihr einen Kuss zu geben.

Dutschy kehrte nach einer guten Stunde zurück. Sperrte leise die Tür auf, flüsterte »Schalom« und kam mit behutsamen Schritten herein. »Ist sie eingeschlafen?«

»Schon lang.« Ich sah, dass ihre Augen eine Spur gerötet waren. »Alles in Ordnung?«, fragte ich.

Sie nickte lächelnd, und dann fing sie an zu weinen. »Ach, Krokodil.«

Sie war betrunken. Die gute Stunde hatte ihr gereicht, um den Großteil der Flasche Wein zu leeren, die Gadi, der Kleine, in seiner Wohnung geöffnet hatte.

Betrunken. Und nass. Und hungrig nach Wärme und Bestätigung. Es war unser bester Sex in den drei Jahren seit unserer Scheidung. Ab und zu kam es dazu, als eine Art gegenseitiger Hilfeleistung zur Druckentladung, ohne sich anstrengen oder Eindruck schinden zu müssen, wenn wir beide gerade in der passenden Stimmung waren – frei genug, gleichgültig genug, bedürftig genug. Nach ihrem kurzen und gescheiterten Treffen, das Gadi davon abbringen sollte, sie zu verlassen, waren Dutschys Motive und Bedürfnisse ziemlich eindeutig. Und meine auch.

Ich dachte am nächsten Tag frühmorgens auf der Fahrt nach Jerusalem darüber nach, als ich einen Kühlkasten mit Körperteilen vom Ichilov- zum Hadassah-Krankenhaus beförderte, während ich in einem fort geröstete Erdnüsse kaute. Dieser Satz von Lotta am Grab, »Die Liebe ist alles«, irritierte mich, ließ mir keine Ruhe. Vielleicht machte es mir zu schaffen, dass ich schon seit Jahren nicht mehr geliebt hatte und mein Leben ohne Liebe vergeudetete. Natürlich hatte ich Angst, enttäuscht und verletzt zu werden.

Aber ein Leben ohne Liebe? Bis zum vergangenen Abend war ich seit Wochen mit keiner Frau mehr zusammen gewesen. Die einzige, mit der ich mich regelmäßig traf, war eine alte Frau, die ich Tag für Tag zum Friedhof fuhr. Die einzige, mit der mich irgendeine Art von lang anhaltender sexueller Spannung verband, war die verheiratete Mutter einer Freundin von Noga, doch ich wagte es nicht, weiter zu gehen, aus verschiedenen, begreiflichen Gründen, nicht zuletzt ihrer familiären Situation. Und da war noch der Bombentreffer, den ich mir von Ilja eingehandelt hatte und der sicher auch den teuren Kern meines männlichen Egos getroffen hatte. Was sind wir anderes als eine Bande verletzter Egos, die Rehabilitation brauchen.

Außerdem, wem versuchte ich hier was vorzumachen, bei Dutschy brauchte ich nicht nach Beweggründen zu suchen – ich war immer von ihr angezogen. Auch wenn sie mich ärgerte, auch wenn ich es nicht mit ihr aushielt, wollte ich diese helle Milchkafeehaut und das rollende Lachen, und ich konnte nie genug kriegen von dieser Kombination aus Glätte und Seidigkeit zwischen ihren Beinen. Ich hatte immer einen Raketenständer bei ihr und konnte sie ganz leicht dorthin bringen, wo sie hinwollte. Vierzehn Jahre, on and off, das ist nicht zu verachten.

Die Seide rieb sich an der Rakete, und wir kamen beide, während sie auf mir ritt. Dann berührte sie mit einem Finger vorsichtig meine Lippe und sagte: »Was ist passiert? Sie ist schrecklich geschwollen.«

»Ich hab einen Volltreffer von Ilja abgekriegt«, antwortete ich.

»Ist das nicht ein bisschen gefährlich?«, fragte sie besorgt. Ich streichelte ihre Wange. »Keine Angst«, erwiderte

ich, »ich kann auf mich aufpassen.« Sie sagte abschließend: »Los, geh jetzt. Sonst wacht sie noch auf und kommt völlig durcheinander.«

Von Jerusalem fuhr ich direkt zu Lottas Altersheim nach Herzlija.

Wie immer wartete sie schon draußen auf mich, stieg ein, und wir fuhren, ohne ein Wort zu wechseln. Es gab eine Million Fragen, die mir den ganzen Morgen im Kopf herumgeschwirrt waren: Warum dachte sie, Edward sei ermordet worden? Wen verdächtigte sie? Was genau war passiert? Wie hatten sie sich kennengelernt? Wie war der Kontakt nach den ganzen Jahren erneut zustande gekommen? Doch als ich ansetzte, machte sie nur eine knappe Handbewegung und sagte: »Moment.« Wir hatten solche Fahrten, wo ich spürte, dass sie schweigen wollte, und wie immer hielt ich mich daran. Aber als wir am Friedhof ankamen, fragte sie mich: »Wollen Sie wieder parken und mitkommen?« Sie führte mich zu O'Learys Grab und setzte sich, genau wie beim letzten Mal, auf das Nachbargrab, das von Scharabi.

»Ich kam vor dem Krieg mit einem illegalen griechischen Einwandererschiff nach Israel. Die Briten hatten die Immigration stark eingeschränkt, weshalb wir heimlich, in der Nacht, einliefen. Etwa zweihundert von uns gelang es, an der Küste zu landen, bis die Briten aufwachten und einige erwischten. Ich war ein kleines Mädchen damals, und meine Familie schaffte es vollzählig. Wir wohnten im Hadar-Hakarmel-Viertel in Haifa. Meine Mutter hasste jeden Augenblick in Israel. ›Ein verfluchtes Land‹, sagte sie immer auf Jiddisch – ›a farsaltn Land‹. Sie verzieh

sich nicht, dass sie Deutschland verlassen hatte, alles und jedes verglich sie mit Berlin und drohte, dorthin zurückzukehren, auch auf dem Höhepunkt des Krieges. Mein Vater schlug sich auf die Gegenseite. Er versuchte ständig zu beweisen, dass alles gut war, dass es nichts Schöneres, Besseres und Angenehmeres als Israel gab. Sie stritten ohne Ende. Sie redete Russisch, Jiddisch und Deutsch mit uns und er – Hebräisch. Nach der Mittelschule arbeitete ich als Angestellte bei Shell, und sie war meine beste Freundin.«

»Wer?« Ich betrachtete sie. Es war bewölkt, und sie nahm die Sonnenbrille ab. Ich konnte ihre Augen sehen, wie immer braun und schön, passend zu ihrem silbernen Haar. Ohne Sonnenbrille sah sie eher ihrem Alter entsprechend aus. Der Schal war immer noch um ihren Hals geschlungen.

»Ruti Spielberg. Wie der Regisseur. Aber sie ist lange vor ihm geboren, und es besteht keinerlei verwandtschaftliche Beziehung. Wir waren blutjunge Mädchen. Unsere Clique saß immer in einer kleinen Bar namens Nelson. Ein paar Freundinnen aus der Schule, aus der Arbeit und aus dem Viertel. Die meisten Kunden waren britische Sicherheitskräfte oder Mandatsangestellte, überwiegend gelangweilte junge Männer, und noch so allerlei Typen – Dichter und Journalisten. Ruti war dort Bedienung. Die Jewish Agency ermutigte Mädchen, den fremden Soldaten freundlich entgegenzutreten. Gegen Ende der Mandatszeit hörte das auf, die Briten wurden zu Feinden, den Soldaten wurde verboten, an Orte zu gehen, wo Juden waren, und auch unsere Seite sah es mit Missfallen. Doch davor gab es etliche gute Jahre, und an Politik waren wir damals nicht interessiert. Die Soldaten interessierten uns. Und wir sie.« Sie lächelte.

»Haben Sie Edward im Nelson getroffen?«

»Nein. Ruti hatte von einem der Offiziere eine Einladung zu einer Cocktailparty auf einem Kriegsschiff im Hafen von Haifa erhalten und lud mich ein mitzukommen. An jenem Abend lagen drei Zerstörer der britischen Krone im Hafen, und sie erleuchteten alles. Ruti verschwand bald, aber das störte mich nicht, denn irgendwann an diesem Abend spürte ich Finger auf meiner Schulter, drehte mich um und sah sein Lächeln. Er fragte, ob ich tanzen wolle. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihm. Die Leute verstehen nicht ... Eitan«, sie richtete ihren Blick auf mich und schaute mich mit einem Lächeln an, »die Leute denken, im Krieg gibt es nur den Krieg, soll man dafür oder dagegen sein, Terror, Explosionen ... doch die Wahrheit ist, ein junges Mädchen und ein junger Mann und eine Tanzparty auf einem Schiff – warum sollte uns etwas anderes interessieren? Wer dachte überhaupt an den Krieg? Ich erinnere mich nur daran, wie seine Augen den ganzen Abend an mir hingen, nicht von mir wichen, mich verschlangen. Die wundervollen grünen Augen eines irischen Soldaten, der aus dem Krieg kam, der in der Normandie war. Sie hätten nach Asien geschickt werden sollen, doch die Atombombe in Japan änderte die Pläne, und man schickte sie hierher. Er war erst eine Woche hier, und schon hatte man ihm all seine Sachen gestohlen: Es war Sommer, also gingen sie ans Meer, ins Wasser, tranken etwas und schliefen ein, und am Morgen war das Einzige, was noch da war, die Decke, auf der sie gelegen hatten. Aber ich schweife vom Thema ab.«

»Sie sind das Thema und Edward. Was passierte danach? Und was war mit Ruti?«

»Ruti war mit James Wilshere zusammen. Mir scheint, sie hatten sich schon vorher getroffen, im Nelson, aber in der Nacht der Party waren sie in irgendeiner Ecke des Schiffes beschäftigt. Sie tanzten nicht.« Sie lächelte. »Ruti kannte keinen Gott. Sie tat, was sie wollte. Sie war in einem Internat in Ben Schemen aufgewachsen, ihre Eltern hatten sie aus Kaunas dort hingeschickt, und sie sah sie nie wieder. Ich dagegen war eine Jungfrau.«

»Wo ist Ruti heute? Lebt sie noch? Und wer ist James Wilshere? Sind sie in Israel geblieben? Waren sie beim Begräbnis von Edward?«

»Na, immer mit der Ruhe, Eitan«, wehrte sie ab. »Ruti hatte irgendwann genug von Ben Schemen und flüchtete nach Haifa. Eigentlich wollte sie nach Amerika. Ein Mann hatte ihr versprochen, sie nach Amerika mitzunehmen und zu heiraten, aber als sie am Hafen ankam, sagte man ihr, dass sein Schiff einen Tag vorher ausgelaufen war. Sie wusste nicht, ob dieser Mann ihr Märchen erzählt hatte oder ob es wirklich ein Irrtum gewesen war. Sie hörte nichts mehr von ihm. Also blieb sie in Haifa und begann im Nelson zu arbeiten. Dort begegneten wir uns eines Abends. Ich war mit einer Freundin gekommen, aber Ruti und ich waren sofort unzertrennlich. Ich bewunderte, wie sie allein zurechtkam, wie sicher sie war, dass sie das Land verlassen wollte. Nachdem sie das Schiff nach Amerika verpasst hatte, ging sie zu Plan B über, nämlich einen Briten zu finden, und im Nelson sah sie die Gelegenheit. Ich beneidete sie: Sie hatte keine Eltern, niemand, der ihr sagte, was sie zu tun und zu lassen hatte. Während ich zu Hause lebte, mit einer alles bemäkelnden Mutter und einem Vater, der alles verdrängte und ignorierte. Später versteht man dann,

dass ohne Eltern aufzuwachsen das Schlimmste ist, was einem passieren kann. Es kann einen für immer ruinieren, genau wie es bei Ruti geschehen ist. Aber damals sah ich nur die Freiheit, die sie hatte.« Lotta schloss die Augen in der milden Sonne, die plötzlich durch die Wolken trat. Ich störte sie nicht. Ich blickte auf die Uhr; mir blieb noch eine ganze Stunde, bevor ich Noga abholen musste. »Ich fahre gleich fort, Eitan, keine Sorge.«

»Da habe ich keine Sorge«, lächelte ich. »Lassen Sie sich ruhig Zeit.«

»Nach jener Nacht sahen Eddie und ich uns nicht wieder. Wir hatten keine Adressen ausgetauscht, uns nicht verabredet. Anscheinend verpassten wir einander im Nelson, denn ich war nicht oft dort, und er wusste nicht, wie er mich finden sollte. Ich wurde schier verrückt, weil ich dauernd an ihn denken musste. Wie sich herausstellte, ging es ihm genauso. Nach zwei Wochen trafen wir uns per Zufall in einer Apotheke im Viertel. Ich holte ein Medikament für meinen Vater. Und er irgendeine Salbe für seinen Freund. Plötzlich stand er da mit seinen Augen. Dieser Blick. Nichts in meinem Leben hat mir so sehr das Gefühl gegeben, eine Frau zu sein, wie dieser Blick. Und das war's, wir trennten uns nicht mehr. Wir waren so verliebt, wir trafen uns, wann immer es uns gelang, gingen am Strand spazieren. Meine Eltern mochten Ruti, also nahm ich sie als Vorwand, um aus dem Haus zu gehen. Auch sie benutzte mich als Deckmantel: Sie ging mit Wilshere aus, hatte aber noch andere Freunde, von denen er nichts wusste. Höhere, ältere Offiziere. Es gab einen, der mit seiner Frau ins Nelson kam, sie klagte ständig über die Hitze, Barbara Newton-Irgendwas – arbeitete freiwillig in der Kantine –, doch wenn es

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Assaf Gavron

Achtzehn Hiebe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87563-7

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2018

Alles begann mit den Liebesgeschichten zwischen zwei britischen Soldaten und zwei jüdischen Mädchen im Palästina des Jahres 1946.

Eitan Einoch ist Taxifahrer im heutigen Tel Aviv. Als junger Mann machte er Karriere in der Hightech-Branche, dann hat er innerhalb einer Woche drei Terroranschläge überlebt und wurde kurzfristig berühmt. Nun, zehn Jahre später, ist er geschieden, fiebert den Tagen entgegen, an denen er seine Tochter sehen darf, geht an zwei Abenden die Woche zum Boxen und unterhält seine Fahrgäste. Doch alles ändert sich, als er den Auftrag bekommt, eine charmante alte Dame täglich zum Friedhof zu fahren. Die Lebensgeschichte von Lotta Perl fasziniert ihn, und jeden Tag erfährt er ein bisschen mehr über ihre große Liebe zu dem britischen Soldaten, den sie gerade begraben hat, und über das Leben in Palästina kurz vor der Gründung des Staates Israel. Als Lotta plötzlich spurlos verschwindet, will Eitan herausfinden, was geschehen ist, jetzt, in Tel Aviv, und damals in Haifa ...

 [Der Titel im Katalog](#)